



SARAH  
TAYLOR

NADIA -  
entführt nach  
LIBYEN

WIE ICH UM DIE BEFREIUNG  
MEINER TOCHTER KÄMPFTE

Weltbild Premiere

Nadia – entführt nach Libyen

Sarah Taylor

Nadia –  
entführt nach Libyen

Wie ich um die Befreiung  
meiner Tochter kämpfte

Aus dem Englischen von Dirk Risch

**Weltbild**

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem  
Titel *For the Love of Nadia – My daughter was kidnapped by her father and taken to  
Libya. This is my heart-wrenching true story of my quest to bring her home.*  
by John Blake Publishing Ltd, London

Text copyright © 2013 by Sarah Taylor and Andrew Merriman  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by  
Weltbild GmbH & Co.KG, Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg  
Übersetzung: Dirk Risch  
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern  
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising  
Coverfoto: © istockphoto/Wavebreakmedia Ltd.  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
978-3-8289-6364-1

2018 2017 2016  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:  
[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Für meine wunderschöne Prinzessin, Nadia. Sie ist ein reizendes und wunderbares kleines Mädchen, und ich bin ausgesprochen stolz darauf, sie als Tochter zu haben. Sie hat so viel durchgemacht und ist jedes Mal lächelnd wieder herausgekommen. Wenn sie dieses Buch liest, hoffe ich, dass sie verstehen kann, warum ich tat, was ich tat. Nadia ist mein Leben, und ich werde alles tun, um sie zu beschützen.

Ich liebe dich, Schätzchen, »bis zur Unendlichkeit und noch viel weiter«.

Mum xxx

## Inhalt

	Vorwort . . . . .	9
1	In einem kleinen Garten in Wigan . . . . .	12
2	Ein Wunderkind . . . . .	42
3	Entführt . . . . .	80
4	Zwei Wochen in Tripolis . . . . .	114
5	Wiedergutmachen, was man nicht ändern kann	143
6	Die Aufgabe beginnt . . . . .	172
7	Begegnung mit Gaddafi. . . . .	207
8	Falsche Spuren, Videos und ein Schleier . . . .	241
9	Können wir Granddad mit Schneebällen bewerfen? . . . . .	270
10	Ein Wunsch an einen Stern . . . . .	314
	Dank. . . . .	334

## Vorwort

Es gibt ein altes Klischee über ganz gewöhnliche Menschen, die die Fähigkeit haben, außergewöhnliche Dinge zu vollbringen. Sarah Taylors Geschichte gibt dieser abgedroschenen Redewendung eine neue Bedeutung. Es ist eine Geschichte der Hoffnung für alle Eltern, die gegen alle Hindernisse um ihr Kind kämpfen.

Einen Job, ein Heim und eine Familie in Großbritannien hinter sich zu lassen und nach Libyen zu gehen, mit wenig mehr als den Kleidern, die man am Leib hat, erfordert ein hohes Maß an Entschlossenheit und Mut. Sarah behauptet, das hätte jede Mutter und jeder Vater in ihrer Lage getan. Sie hat vermutlich recht, aber die Wahrheit ist, nicht alle Eltern hätten die Charakterstärke besessen, loszugehen und zu bewirken, was Sarah tat. Schon gar nicht auf die unvorstellbare Art, mit der sie es tat.

Meine Mitwirkung begann gegen Ende 2008, als Sarahs Mutter und Vater, Dot und Dave, mit Detective Inspector Phil Owen meine Beratungssprechstunde in Golborne besuchten. Aus all den Berichten über lärmende Nachbarn oder nicht geleerte Mülleimer ragte die Geschichte, die sie mir erzählten, heraus.

Ich werde mich immer an mein Staunen erinnern, als Dot und Dave mir erzählten, wie diese junge Frau,

Sarah – der ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht begegnet war –, bereits ganz auf sich allein gestellt eine Audienz bei Gaddafi bekommen und ihn ihrer Sache verpflichtet hatte. Sogleich wusste ich, dass diese Sarah eine Kraft war, mit der man rechnen musste. Sie besitzt diese seltene Kombination aus leidenschaftlicher Intelligenz und aufrichtiger Wärme, verbunden mit Anstand – Eigenschaften, die sie niemals verließen, nicht einmal in ihren dunkelsten Stunden. Das erklärt wohl auch, warum ihr so viele Menschen helfen wollten.

Die Wahrheit ist, alleine hätte sie es nicht schaffen können, und ich werde für immer für die unglaubliche Professionalität und das Mitgefühl von Phil Owens, Botschafter Vincent Feans und seiner Belegschaft dankbar sein. Sie repräsentieren den britischen Staat auf das Vorzüglichste.

Sarahs Reise war – natürlich – äußerst persönlich, aber einer der bemerkenswerten Punkte ihrer Geschichte ist das Ausmaß, in dem sich das persönlich Unvermeidbare mit dem Öffentlichen und Politischen verwoben hat.

Die in diesem Buch beschriebenen Ereignisse spielen sich ab vor der Krise in Libyen und den Umbrüchen im Nahen Osten. Es fühlte sich zu dieser Zeit nicht so an, aber zurückschauend kann ich jetzt sehen, dass das Timing von Sarahs Kampf vielleicht die einzige größere Glückssträhne war, die sie hatte. Die Zusammenarbeit zwischen der britischen und libyschen Regierung, die

wir bei Nadias Fall erreichen konnten, wäre einfach nicht möglich gewesen, selbst fünf Jahre zuvor nicht, ohne das politische »Tauwetter« Mitte des Jahrzehnts. Aber Tatsache ist auch, wäre Nadia nicht gefunden worden, bevor Libyen vom Chaos des Bürgerkriegs verschlungen wurde, dann hätten wir sie vielleicht niemals zurückbekommen.

Kurz vor Weihnachten 2011 wurde ich zur Eröffnung einer neuen Grundschule eingeladen. Erst als ich das Klassenzimmer betrat, erinnerte ich mich daran, dass dies Nadias Schule war. Das zuversichtliche Lächeln eines so hübschen Mädchens zu sehen und sie im breitesten Wigan-Dialekt sprechen zu hören, wird immer einer der bereicherndsten Momente meines Lebens sein.

*Rt. Honourable Andy Burnham,*  
Shadow Health Secretary, Februar 2013

## **In einem kleinen Garten in Wigan**

Es ist schon witzig, wenn man so darüber nachdenkt: Ich stamme aus einer ganz gewöhnlichen Familie aus einer gewöhnlichen Stadt in Lancashire, aber mein Leben war niemals gewöhnlich. Genau genommen war es das genaue Gegenteil. Selbst mein Eintreffen, am 10. Juli 1976, war dramatisch – meine Mum hatte sechsunddreißig Stunden in den Wehen gelegen; sie benötigte Lachgas und Pethidin und versuchte verzweifelt zu gebären, aber ich wollte der Welt nicht gegenübertreten, ehe ich so weit war. Der Arzt brauchte eine Geburtszange, um mich herauszuziehen. Es scheint, als wäre ich immer unabhängig gewesen und hätte seit jeher einen sturen Charakter – Glück für mich, Glück für Nadia.

Nach ein paar Tagen im Krankenhaus kamen Mum und ich nach Hause, nach 17 Chatham Street, Wigan. Ein kleines Reihenhaus, das meine Eltern dem Stiefvater meiner Mutter in Raten von fünf Pfund die Woche abkauften. Es war klein, aber gemütlich, und lag in einem Arbeiterviertel, das unvorstellbar freundschaftlich und fördernd war. Jeder kannte jeden in der Straße, und die Nachbarn besuchten einander oft in ihren Häuschen.

Mum und Dad begegneten sich in einem Pub in Wigan und waren erst Anfang zwanzig, als sie heirateten. Mein Dad, David, hatte eine Vollzeitstellung als Schweißer, doch das Geld war trotzdem sehr knapp. Wir konnten es uns nicht leisten, unseren Wagen in die Werkstatt zu geben, also brachte sich Dad selbst bei, wie man ihn reparierte. Er setzte dann nebenbei andere Wagen instand, um sich ein bisschen dazuzuverdienen. Mum, die als Näherin arbeitete, war gleichermaßen erfinderisch. Sie kaufte sich von einer kleinen Summe, die ihr eine entfernte Tante hinterlassen hatte, eine Nähmaschine und nähte Anziehsachen für uns. Sie genoss das wirklich, aber sie machte es in erster Linie, um Geld zu sparen und kein Vermögen für Kleidung in den Geschäften auszugeben.

Als ich klein war, verbrachten wir eine Menge Zeit mit meinen Großeltern väterlicherseits. Mein Dad war in Wigan geboren, und seine Eltern wohnten in der Nähe. Ich erinnere mich, dass ich so manche glückliche Stunde damit verbrachte, meiner Großmutter Betty Taylor beim Backen ihrer berühmten Johannisbeerkekse zu helfen. Großvater Bill hatte einen roten Bedford-Pick-up, mit dem er zur Arbeit fuhr, und ich stand hinten auf der Ladefläche und klopfte aufs Dach. Wenn mein Großvater dann sagte, jemand sei oben auf dem Dach, musste ich lachen.

Meine Mum, Dorothy Bibby, war eins von sieben Kindern und in Singapur geboren. Ihr Vater, der in der

Royal Air Force war, starb, als sie gerade fünfzehn Jahre alt war. Sie hatte eine schwere Jugend, und ihre Mum kämpfte darum, die Familie auf sich selbst gestellt über die Runden zu bringen.

Drei Tage vor Weihnachten 1980 wurde mein kleiner Bruder Andrew geboren. Dad fuhr uns in unserem hell orangefarbenen Reliant Kitten zum Krankenhaus, und ich erinnere mich, dass ich eine Puppe im Gepäckraum sah, eingewickelt in eine große Tüte. Da ich einen Blick riskiert hatte, wunderte ich mich, warum Mum und Dad für einen kleinen Jungen eine Puppe gekauft hatten! Ich war ziemlich neidisch, aber Dad gab sie mir im Krankenhaus und sagte, sie sei ein Geschenk von Andrew für mich. Ich freute mich ehrlich, und ich erinnere mich, wie ich dachte, dass es Spaßig werden würde, einen kleinen Bruder zu haben. Als er ungefähr achtzehn Monate alt war, zog Andrew in mein Kinderzimmer. Ich war ziemlich begeistert. Als große Schwester wollte ich mich wirklich gern um ihn kümmern – es fühlte sich großartig an, diese »Verantwortung« zu haben.

Mum und Dad rauchten beide, und als ich ein bisschen älter war, schickten sie mich gelegentlich zu Patterson's, einem kleinen Geschäft auf der anderen Straßenseite, damit ich ihnen Päckchen von Player's No. 6 holte – ich denke, das waren die billigsten Zigaretten, die man zu jener Zeit bekommen konnte. Die Straße war nicht verkehrsreich, und der Laden lag unserem Haus gegenüber.

Mr Patterson war ein alter Mann; ihm und seiner Frau gehörte das Geschäft. Wenn Mum und Dad knapp bei Kasse waren, erlaubten sie uns, alle Einkäufe »anzuschreiben«, bis wir die Rechnung ausgleichen konnten – ich glaube nicht, dass es heutzutage noch viele Orte gibt, wo man das machen kann.

Um die Ecke gab es damals noch ein anderes Geschäft namens Agnes's. Ich sollte da nicht wirklich hingehen, weil es an der Hauptstraße lag. Das Problem war nur, dieses Geschäft hatte eine bessere Auswahl an Süßigkeiten als der alte Mr Patterson, und es führte meine Favoriten – Plombenzieher und Colafläschchen.

Glücklicherweise konnte ich Mum manchmal überzeugen, mich gehen zu lassen. Ich musste nur zurück sein, ehe mein Dad von der Arbeit heimkam, weil er bei solchen Sachen viel strenger war. Ich musste also hin- und wieder zurückrennen. Er fand es nie heraus – nun, bis jetzt eben. Tut mir leid, Dad! Auf der anderen Straßenseite wohnte auch noch Arthur, ein alter Mann, der mir jedes Mal, wenn er mich sah, eine Handvoll Schokolade schenkte, manchmal auch Galaxy-Riegel und Smarties. Klingt heute ein bisschen anrühlich, aber es war alles ganz unschuldig, abgesehen von der Tatsache, dass ich bis heute eine Schokolikerin bin! Zurückblickend staune ich, dass ich überhaupt noch Zähne habe.

Es war kein Geld für Urlaube da, als ich aufwuchs, und ich kann mich nur an eine Auslandsreise erinnern. Als ich noch ziemlich klein war, wurden wir von mei-

nem Onkel Harry und seiner Familie eingeladen, in seinem Wohnmobil Europa zu bereisen. Ich erinnere mich an das glühend heiße Wetter – Dad bekam in der Schweiz sogar einen Hitzschlag –, aber wir hatten eine tolle Zeit zusammen. Ein paar Jahre später kaufte Dad einen alten Krankenwagen, den er beige lackierte und in seine eigene Art von Wohnmobil umbaute. Das Fahrzeug hatte zwei Betten, die man in Tische, ein Waschbecken und einen Schrank verwandeln konnte. Wir fuhren ins Flamingo Land in North Yorkshire zum Campen, und Andrew und ich machten uns davon und spielten im Waldpark und dem Freizeitpark, der in jenen Tagen noch nicht so groß war.

Als Kinder kamen wir gut miteinander aus. Wir spielten meistens am Abend mit unseren Cousins Mark und Michael Ball auf der Straße. Da ich die Älteste war, kommandierte ich die anderen immer herum. Aber ich hätte das wohl in jedem Alter gemacht. Obwohl ich ein bisschen herrisch war, war ich ein höfliches und ruhiges Kind, und ich ging mit allem locker um. Mum und Dad waren relativ streng zu mir – sie erzogen mich sehr entschieden und lehrten mich, Richtig und Falsch zu unterscheiden. Obwohl sehr liebevoll und warmherzig, wollten sie keinen Softie aus mir machen. Selbst wenn ich krank war, machten sie nie viel Aufhebens darum; sie schenkten mir Aufmerksamkeit, wenn ich sie brauchte, aber sie übertrieben es nicht. Ich bin sicher, ihr Einfluss hat mich zu dem Menschen gemacht, der

ich heute bin: Sie trugen das Ihre dazu bei, mich stark und sicher zu machen, und gaben mir einen strikten Moralkodex mit. Auch waren sie immer ehrlich zu mir, und ich denke gern, dass ich immer versuche, ehrlich und direkt zu sein.

Anfang 1983 beschlossen Mum und Dad, dass Andrew und ich eigene Zimmer brauchten, also zogen wir in ein anderes Viertel von Wigan. Das Haus in 18 Meadway war ein viel größeres Anwesen, mit drei Schlafzimmern und einem Garten vorn und nach hinten hinaus. Unser bisheriges Haus in der Chatham Street hatte nur einen Hinterhof gehabt, deshalb waren mein Bruder und ich begeistert, jetzt einen richtigen Garten zum Spielen zu haben. Wir liebten unsere neue Umgebung sehr und fühlten uns in unserem relativ geräumigen Umfeld glücklich. Leider sollte dies neu gefundene Glück nicht lange andauern.

Wir wohnten erst kurze Zeit in Meadway, als ich begann, mich unwohl zu fühlen. Ich war sieben Jahre alt, als eine Menge blaue Flecken auf meinen Armen und Beinen auftauchten. Es war sehr mysteriös, weil ich mich nicht verletzt hatte. Jedes Mal, wenn mich jemand anfasste, entstand ein weiterer bläulich-lilafarbener Fleck auf meiner Haut. An einem Punkt dachten Mum und Dad, dass ich in der Schule schikaniert würde und mich jemand schlug, aber das war nicht der Fall, und ohnehin war ich so erzogen worden, dass ich mir das nicht hätte gefallen lassen.

Ich schlief auch viel und rollte mich sofort, nachdem ich von der Schule nach Hause kam, auf dem Sofa zusammen und fiel in einen tiefen Schlaf. Die Blutergüsse wurden immer mehr, und irgendwann brachten mich meine Eltern zum Arzt. Ich wurde zu Blutuntersuchungen an das örtliche Krankenhaus überwiesen, aber es wurde nichts Wesentliches entdeckt. Eines Tages dann krümmte ich mich vor Bauchschmerzen und wurde eilig ins Krankenhaus in Wigan transportiert.

Es wurden weitere Bluttests und eine Lumbalpunktion gemacht, um meine Rückenmarksflüssigkeit analysieren zu können. Die Punktion ist eine ziemliche Tortur für ein kleines Kind, und ich erinnere mich, wie ich auf dem Bauch lag, während medizinisches Personal um mein Bett stand und zuschaute. Eine Krankenschwester hielt meine Hand und sagte zu mir: »Drück meine Hand so fest, wie du willst.« Die Ärztin erzählte mir, was sie tun würde, aber mir war nicht klar, dass die Nadel derart groß sein würde. Ich erinnere mich, dass ich sagte: »Ich dachte, sie wäre nur so groß wie eine Stecknadel!«

All die Krankenschwestern und Medizinstudenten schauten auf mich, und obwohl ich mich anstrengte, nicht zu weinen, konnte ich die Tränen nicht unterdrücken. Hinterher meinten alle, ich sei sehr tapfer gewesen, und ich war stolz auf mich, aber ich wusste ja immer noch nicht, was mit mir nicht stimmte. Meine Eltern hatten auch keine Ahnung.

Am folgenden Tag fuhren Mum, Dad und ich ins Kinderkrankenhaus Pendlebury in Greater Manchester, das heute »The Royal Manchester Children's Hospital« heißt. Wir wurden auf eine Station gebracht, wo man mir ein Bett zeigte und mich aufforderte, mich ausziehen und hinzulegen. In der Zwischenzeit wurden Mum und Dad gebeten, ins Schwesternzimmer zu gehen. Eine Krankenschwester versuchte, mir einen Tropf am Arm zu legen, aber ich schrie sie an: »Fassen Sie mich nicht an, ich gehe doch gleich wieder nach Hause!« Ich erlaubte ihr, nichts zu tun, ohne dass meine Mum da war – ich war schon immer etwas eigensinnig, aber ich war eben auch verängstigt. Aber als meine Eltern aus dem Büro kamen, wurde meine Angst noch größer. Sie sahen beide erschüttert und bleich aus, und sie weinten.

»Was ist denn los?«, fragte ich.

»Es ist in Ordnung, Sarah«, versuchte meine Mum mich zu beruhigen. »Du bist nur ein bisschen krank im Moment, also musst du eine Weile im Krankenhaus bleiben, aber du kommst bald wieder nach Hause.«

»Aber ich fühle mich nicht krank«, antwortete ich.  
»Mir geht's gut.«

»Bitte, Sarah – mach einfach, was die Krankenschwester sagt, dann kannst du bald wieder nach Hause.«

Widerwillig erlaubte ich, dass die Schwester die Prozedur vornahm, aber ich war sehr unglücklich. Mum und Dad blieben bei mir, bis die Besuchszeit vorbei war, aber dann wurde ich allein gelassen. Ich hasste den Ge-

danken, im Krankenhaus zu sein, so weit weg von zu Hause und ohne meine Familie. Aber vor allem wollte ich nicht krank sein. In dieser Nacht weinte ich mich in den Schlaf.

Um 13 Uhr am 8. August 1983 – der schicksalshafte Tag brannte sich für immer in Dads Hirn ein – diagnostizierten die Ärzte bei mir Leukämie. Bald danach sagten sie mir, ich hätte Krebs. Ich erinnere mich, wie ich Dad die eine Frage stellte, die er gefürchtet haben muss: »Daddy, werde ich sterben?«

Er atmete tief ein, hielt meine Hand und schaute mir direkt in die Augen: »Sarah, es ist möglich, dass du sterben könntest, aber wenn du all deine Medikamente nimmst und machst, was die Ärzte und Schwestern dir sagen, dann wirst du wahrscheinlich wieder gesund.« Er hätte mich leicht anlügen und versuchen können, mich zu beruhigen, aber das war nicht seine Art. Das ist nicht *unsere* Art.

Später hat er mir erzählt, dass es war, als müsste er sich ein Schwert durch sein eigenes Herz bohren.

Vom Ausbruch der Krankheit an hatten Mum und Dad vereinbart, dass sie mir immer die Wahrheit sagen würden, egal, was ich sie fragte. Sie fanden es wichtig, vollkommen offen und ehrlich mir gegenüber zu sein, auf die gleiche Weise, wie der Facharzt im Krankenhaus, Dr. Richard Stevens, ehrlich zu uns gewesen war.

Es muss Dad entsetzlich schwergefallen sein, aber seine Reaktion und seine raue Ehrlichkeit halfen mir tatsächlich, mich mit meiner Krankheit zu arrangieren.

Und bis heute prägt es meine Beziehung zu meiner eigenen Tochter. Ich bin vollkommen aufrichtig zu Nadia und werde ehrlich antworten, was immer sie mich fragt.

Jedenfalls war ich jetzt im Krankenhaus, und das war der Anfang einer zweiwöchigen intensiven medizinischen Behandlung. An einem Punkt schoss meine Temperatur in die Höhe, und ich wurde auf die Liste der kritischen Fälle gesetzt. Meine Mum kam und wohnte in einer speziellen Unterkunft nahebei. Da ich isoliert wurde, um Infektionen vorzubeugen, fühlte ich mich allein und auch sehr elend.

Die Chemotherapie hatte viele Nebenwirkungen; ich übergab mich immer wieder, aß nicht und wurde durch einen Tropf ernährt. Ich erinnere mich, wie ich aufwachte und einen Klumpen Haare auf meinem Kissen sah. Mum und Dad hatten vorher mit mir gesprochen und mich gewarnt, dass ich meine Haare verlieren würde, also war ich gewissermaßen darauf vorbereitet. All die anderen Kinder auf der Station hatten das Gleiche durchgemacht. Aber natürlich war ich beunruhigt darüber, was meine Schulfreunde zu dem Verlust meiner Haare sagen würden – ich machte mir wirklich Sorgen, dass man mich hänseln würde. Würde ich zum ersten Mal in meinem Leben schikaniert werden? Ich hoffte, dass meine Haare alle nachgewachsen sein würden, wenn ich wieder in die Schule ging, aber das waren sie nicht, und so musste ich ein Kopftuch tragen. Aber trotzdem: Als ich etwa acht Monate nach der ersten

Diagnose in die Schule zurückkehrte, wurde ich überhaupt nicht schikaniert, und ich gewann eine Menge neue Freunde, die neugierig wegen meines Aussehens waren. Ich denke, möglicherweise hatte die Schule sie vor meiner Rückkehr vorgewarnt, damit sie wussten, was sie erwartete.

Eines Tages nach zwei Wochen Krankenhausaufenthalt war meine Mum in der Stationsküche, um mein Essen zuzubereiten (ich aß das Krankenhausesen nicht, weil es immer kalt war), und Dad saß an der Seite des Bettes, als sich uns ein Pfleger näherte. »Willst du nach Hause gehen, Sarah?«, sagte er zu mir.

Bevor ich antworten konnte, reagierte mein Dad voller Freude: »*Wollen wir? Wollen wir? Ich würde sagen Ja!*«

Ich war sehr glücklich, dass mir erlaubt wurde, nach Hause zu gehen, aber wie ich schnell feststellte, musste ich weiterhin das Christie's Hospital (auch in Manchester) besuchen, jetzt als Tagespatientin für die Strahlentherapie. Da es zu weit zum Fahren war, wohnten Mum und ich bei einer Familie, die in Manchester lebte und einen Sohn im selben Alter wie ich hatte. Jonathan hatte auch Leukämie und war ebenfalls Tagespatient im Christie's. Während dieser Krisenzeit unterstützten sich unsere Familien gegenseitig und kamen sich sehr nahe. Tragischerweise erkrankte Jonathan ein paar Jahre später an Lungenentzündung und starb. Er war gerade ein junger Mann – ich weiß nicht, wie seine Eltern jemals darüber hinweggekommen sind.

Nach der ambulanten Strahlentherapie im Christie's kehrte ich als ambulante Patientin nach Pendlebury. Ein Mal die Woche machte man – unter Vollnarkose – einen Knochenmarktest, um nach kranken Zellen zu suchen. Nach einer Weile wurden die Tests auf ein Mal im Monat reduziert, dann auf ein Mal alle zwei Monate und schließlich auf ein Mal jährlich. Ich erinnere mich, wie der Arzt mir erzählte, dass, wenn ich sechs Mal in Folge frei von Abweichungen sei, ich offiziell »in Remission« sei. Erst zehn Jahre später, als ich siebzehn war, bekam ich endlich Entwarnung. Bis heute absolviere ich noch einen jährlichen Knochenmarktest.

Nach fünf Jahren in Remission beschlossen Mum und Dad, sie wollten versuchen, ein drittes Kind zu bekommen. Am 28. Juli 1989 wurde meine Schwester Stephanie geboren. Diesmal musste mir niemand eine Puppe schenken – ich hatte meine eigene lebendige Puppe zum Spielen! Ich konnte helfen sie anzuziehen und ihr jede Menge Aufmerksamkeit schenken. Ich denke nicht, dass Andrew sehr begeistert darüber war, dass Mum ein Mädchen bekommen hatte – er wünschte sich auf jeden Fall einen Bruder.

Alles fing an, besser zu werden: Ich war in Remission, Stephanie war gesund, meine Eltern waren glücklich, und ich ging gerne auf die Rose Bridge High School, meine neue Sekundarschule. Ich erlangte mein Selbstbewusstsein wieder, schloss neue Freundschaften und schnitt in der Schule ziemlich gut ab. Ich sagte meine

Meinung und stand immer für das ein, woran ich glaubte. Ich mochte es auch, gemocht zu werden, und hatte ein paar Freunde, auf die ich mich wirklich verließ – ich bemühte mich immer, zu den beliebten Kindern zu gehören.

Im letzten Jahr in der Schule traf ich meine erste Liebe, Robert. Ich war fünfzehn, er war zwei Jahre älter. Mein Bruder Andrew spielte Rugby, und Roberts Vater war der Trainer. Wir hatten eine weitere Verbindung dadurch, dass unsere Väter Arbeitskollegen waren. Obwohl mein Dad Robert und seine Familie in Ordnung fand, war der Gedanke, dass sein kleines Mädchen einen Freund hatte, schwierig für ihn. Er wollte nicht, dass ich anfang, mich richtig zu verabreden, bis ich sechzehn war; er bestand darauf, dass ich immer abends um zehn zu Hause war: »Nicht eine Minute später, sonst gibt es Ärger.« Dad wollte immer wissen, wo ich mich aufhielt, und obwohl es frustrierend war, wusste ich, es war zu meinem Besten. Ich bin sicher, dass meine schwere Krankheit seine Haltung beeinflusste und ihn sogar noch fürsorglicher werden ließ.

Von Anfang an verbrachten Robert und ich viel Zeit miteinander. Tatsächlich waren wir unzertrennlich. Zurückschauend denke ich, wir waren vielleicht ein wenig zu begeistert und haben viele unserer Freunde vergrätzt und ausgeschlossen. Schließlich war es nur noch meine jüngere Schwester Stephanie, die sich mit unserer permanenten Knutscherei abfand – aber nur, wenn es einen Tag draußen in Southport oder Blackpool bedeutete!

Nachdem ich die Schule mit dem GCSE-Abschluss in neun Fächern verließ, begann ich am Ormskirk & District General Hospital im Rahmen eines staatlich anerkannten Qualifikationskurses zu arbeiten. Ich verdiente etwa sechzig Pfund die Woche als Schwesternhelferin, kümmerte mich um die Senioren auf einer Pflegestation und liebte meinen Job – ich traf eine Menge netter Leute. Ich hatte verschiedene Aufgaben zu erledigen, wie zum Beispiel beim Füttern, dem Gang auf die Toilette und beim Baden zu helfen, aber keine dieser Pflichten brachte mich aus der Fassung. Einiges an der Arbeit war nicht sehr angenehm, aber ich machte mir nicht allzu viele Gedanken darüber.

Ich erinnere mich an einen alten Mann, der gerade erst gebracht worden war. Er war sehr krank, ein außergewöhnlich dünner, großer Mann, und er war immer unglaublich höflich. Er war vorher schon Patient gewesen, aber diesmal war er wirklich krank und starb ein paar Tage später auf der Station. Ich war an seiner Seite, als er starb. Das war das erste Mal, dass ich tatsächlich einen Toten sah, ganz zu schweigen vom Miterleben des Sterbens. Ich erledigte all die üblichen Dinge – ich wusch ihn und bahrte ihn dann auf. Dann wurde ich aufgefordert, alle Fenster zu öffnen, was mir ein bisschen seltsam vorkam, aber man sagte mir, das würde gemacht, um »die bösen Geister« hinauszulassen! Millie Blake, die Oberschwester, bestand nach jedem Todesfall darauf, und ich wollte nicht widersprechen, obwohl ich nicht wirklich an solche Sachen glaubte.

Ich war in dem Krankenhaus etwa achtzehn Monate beschäftigt, und obwohl die Bezahlung nicht besonders gut war, mochte ich jede Minute. Robert verdiente mehr als ich, er arbeitete für HM Revenue & Customs in der Familienkreditabteilung und schlug vor, ich sollte mich dort um einen Job bewerben. Ehrlich gesagt, hätte ich es vorgezogen, im Krankenhaus zu bleiben und dort weiterzumachen, aber die Büroarbeit wurde besser bezahlt. Glücklicherweise war meine Bewerbung erfolgreich, und ich begann in der gleichen Woche im öffentlichen Dienst, feierte meinen achtzehnten Geburtstag *und* bestand meine Fahrprüfung. Jetzt, da ich über ein besseres Einkommen verfügte, verlebten Robert und ich einige sagenhaft exotische Urlaube zusammen – wir besuchten Südafrika, die Dominikanische Republik und Kenia.

Nachdem wir etwa fünf Jahre miteinander gegangen waren, in dem Jahr, als ich einundzwanzig wurde, beschlossen wir, zusammen ein Haus zu kaufen. Wir besuchten ein Musterhaus in einer neuen Siedlung und verliebten uns in die Bauweise. Unser Haus war eigentlich noch nicht gebaut, aber wir gaben sofort ein Angebot ab. Wir zogen ein paar Monate später ein und kauften, unter viel Mithilfe durch unsere Familien, alles, was wir brauchten, um unseren ersten Hausstand zu gründen. Es war sehr aufregend, in mein erstes eigenes Haus einzuziehen.

Leider fingen die Dinge an schiefzulaufen, als wir ein

Jahr zusammenlebten. Robert und ich waren jetzt sieben Jahre zusammen, und unsere Beziehung verlor allmählich ihren Reiz. Ich bin immer noch nicht vollkommen sicher, warum wir uns trennten. Es gab keine großen Diskrepanzen oder viel Streit, aber wir waren seit unserer Teenagerzeit zusammen, vielleicht wurde es einfach langweilig. Irgendwie hatten wir uns nichts mehr zu sagen, und wir hörten auch auf, Sex miteinander zu haben. Später sagte mir Robert, er sei wohl einfach noch zu jung gewesen sei und hätte das Gefühl gehabt, keinen Freiraum für sich selbst zu haben. Im Rückblick waren unsere Gefühle füreinander wohl auch nicht stark genug, um die Beziehung wieder ans Laufen zu bringen. Also beschlossen wir, uns zu trennen. Robert zog aus, ich blieb etwas länger im Haus, bis es verkauft war. Dann zog ich wieder bei Mum und Dad ein.

Obwohl die Trennung eine einvernehmliche Entscheidung gewesen war, fühlte es sich an wie eine große Niederlage, und meine Zuversicht war für eine Weile angeschlagen. Glücklicherweise hatte ich meine Familie um mich und Freunde, die mich aufheiterten. Meine Freundin Linda hatte sich kürzlich von ihrem Ehemann getrennt, und wir zwei gingen ziemlich viel aus und amüsierten uns. Wir begegneten einigen Typen, aber es wurde nichts Ernsthaftes daraus. Ich war gerade heraus aus einer Langzeitbeziehung und wollte einfach nur Spaß haben und ungebunden bleiben. Schließlich musste ich einiges nachholen!

Selbstverständlich bekam ich – nicht zum ersten Mal – einen neuen Nackenschlag, sobald sich alles anscheinend wieder eingependelt hatte. Nicht lange, nachdem ich zu meinen Eltern zurückgekehrt war, kurz nach den Feierlichkeiten zum Jahrtausendwechsel, waren wir zum Abendessen aus, als ich meinen Hals rieb und es sich anfühlte, als wäre dort ein kleiner Knoten. Ich erwähnte es meiner Mum gegenüber, wollte aber deswegen nichts unternehmen. Aber sie bestand darauf, dass ich es untersuchen lasse. Ich ließ Blutuntersuchungen machen, die alle in Ordnung waren, und dann einen Stimmtest. Es wurde nichts Schlimmes entdeckt, aber wegen meiner Krankengeschichte einigte man sich darauf, dass man eine Biopsie durchführen und den Knoten entfernen sollte.

Mir graute vor dem Gedanken, der Krebs könnte zurückgekommen sein und ich müsste mich weiteren Behandlungen unterziehen. Und meine schlimmsten Befürchtungen wurden bestätigt, als die Resultate zurückkamen und zeigten, dass ich Schilddrüsenkrebs hatte. Ich erinnere mich, wie der Arzt sagte, wenn er sich einen Krebs aussuchen müsse, sei es dieser, weil er langsam wachse und ohne größere Schwierigkeiten aus der Welt geschafft werden könne. Diese Aussage half mir ein bisschen, aber irgendwie konnte ich es nicht fassen, dass es mich wieder erwischt hatte. Würde ich diese teuflische Krankheit jemals loswerden?

Nachdem ich im The Royal Manchester Infirmary

aufgenommen worden war, hatte ich einen chirurgischen Eingriff, um meine Schilddrüse und beide Lymphdrüsen zu entfernen. Ich habe mich immer gefragt, ob der Schilddrüsenkrebs durch die Strahlentherapie hervorgerufen wurde, weil die Metalljacke, die ich die immer getragen hatte, um mich während der Behandlung zu schützen, meinen Hals nicht bedeckte. Ich vermute, das werde ich niemals erfahren, und jetzt spielt es ja auch keine Rolle mehr.

Kurz nach der OP kehrte ich zur Arbeit im Finanzamt zurück und nahm mein »normales« Leben wieder auf. Zu der Zeit pflegte ich jeden Donnerstagabend mit meiner Freundin Lyndsey auszugehen, einer ehemaligen Arbeitskollegin, die ebenfalls Single war. Wir fuhren in die Stadt und wechselten uns beim Fahren ab, so dass eine von uns etwas trinken konnte. Wir starteten unsere Abende immer in einem Lokal namens Chicago Rock Café, weil es der erste Pub war, auf den wir auf unserem Weg in die Stadt gestoßen waren. Es war ein beliebter Treffpunkt, sehr lebendig, und spielte die Achtzigerjahre-Musik, die wir mochten. Noch wichtiger – die Chancen, dort jemanden kennenzulernen, waren höher als in einigen der anderen Lokale in der Stadt. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich war nicht verzweifelt, es war eher so: Wenn ich jemandem begegne, okay, aber wenn nicht, dann nicht.

Eines Abends im Oktober 2000 brachen Lyndsey und ich in die Stadt auf. Sie fuhr, also brauchte ich mir

keine Sorgen machen, unter dem Limit zu bleiben, obwohl ich nie viel getrunken habe. An diesem Abend war im Pub besonders viel los, aber es gelang mir, mich zur Bar durchzuarbeiten, um uns zwei Bier zu bestellen. Als ich mich umschaute, bemerkte ich einen Mann, der mich ansah. *Mmh, nicht schlecht*, dachte ich. Obwohl die Beleuchtung in der Bar schummrig war, konnte ich sehen, dass dieser große, dunkle Fremde adrett und sehr stattlich war. Ein wirklich gut aussehender Kerl, er konnte doch unmöglich mir schöne Augen machen! So einer würde sich nie für mich interessieren.

Ich mied also seinen Blick und brachte die Drinks zu unserem Tisch. Aufgeregt erzählte ich Lyndsey, dass der Typ an mir interessiert zu sein schien. Ich versuchte, die Unbeteiligten zu spielen, aber ich hielt es nicht lange aus und blickte doch wieder in seine Richtung. O nein, er war weg! Ich hatte es vermasselt. Plötzlich fühlte ich ein Tippen auf meiner Schulter. Ich schaute hoch, und er war es. Nicht so groß, wie ich zuerst gedacht hatte, aber trotzdem ziemlich umwerfend.

In gebrochenem Englisch, das etwas schwierig zu verstehen war, sagte er: »Woher sind Sie? Sie sehen italienisch aus. Wie heißen Sie?« Nun, das war zunächst einmal schmeichelhaft.

»Tatsächlich stamme ich von hier – ich bin in Wigan geboren«, erzählte ich ihm und hoffte die ganze Zeit, dass meine Antwort sein Interesse nicht mindern würde.

Ich fragte ihn, woher er sei, und er antwortete: »Ich

wurde in Libyen geboren.« Das half nicht viel weiter – ich hatte noch nie zuvor von Libyen gehört.

»Wo ist das?«, fragte ich.

»Das ist in Nordafrika«, sagte er lächelnd. »Ich bin siebenundzwanzig und Landvermesser, aber ich studiere hier Englisch am Wigan College.«

*Charmant, attraktiv und mit einem guten Job, das läuft ja gut*, dachte ich.

Er lud mich auf einen Drink ein, und nach einer kurzen Unterhaltung fragte er, ob ich ihm beim Englischlernen helfen könnte. Ich antwortete, ich sei keine Lehrerin, wäre aber mehr als glücklich, ihm zu helfen, wenn ich das könne. Wir tauschten unsere Telefonnummern aus, und er sagte mir, sein Name sei Fawzi. Er versprach, mich in ein oder zwei Tagen anzurufen. Ich erinnere mich, wie ich dachte, dass ich versuchen würde, mir keine großen Hoffnungen zu machen. *Vielleicht können wir Freunde sein. Wenn er mich treffen will, wird er mich anrufen. Wenn er anruft, ruft er an. Wenn nicht, dann zieh weiter.*

Natürlich war meine Reaktion ganz anders, als Fawzi ein paar Tage später anrief. Ich fühlte mich beschwingter, als ich erwartet hatte – ich war aufgeregt angesichts der Aussicht, diesen ausländischen Kerl kennenzulernen und mehr über ihn zu erfahren. Wir vereinbarten, uns am folgenden Samstagnachmittag zu treffen, wieder im Chicago Rock Café. Ich schlug den Nachmittag vor, weil ich dachte, es wäre sicherer. Auch würde es we-

niger voll und laut sein, und ich würde ihn besser hören und besser verstehen können.

Als er ankam, war ich erfreut zu sehen, dass er wirklich so attraktiv war, wie ich ihn von unserem ersten Treffen in Erinnerung hatte. Er wirkte entspannt, erzählte von sich und berichtete, dass seine ganze Familie drüben in Libyen lebe. Seine Grundstücksgesellschaft habe ihn zum Studieren nach England geschickt. Er fügte hinzu, er sei Muslim, und fragte, ob das ein Problem darstelle. »Kein Problem«, antwortete ich. Ich erzählte ihm, dass wir eine Verwandte in Singapur hatten, die mit einem Muslim verheiratet war, und so wisse ich ein bisschen über diese Religion. Es schien in dieser Phase keine Rolle zu spielen, welcher Religion er angehörte – schließlich wollte ich ihn ja nicht heiraten.

Fawzi fragte mich, ob ich diesen Abend ausgehen wolle, und, falls ja, ob er einen Freund mitbringen könne. Ich war nicht ganz sicher, warum er einen Freund zu unserem Date mitbringen wollte – ja, ich nahm an, dass wir ein *Date* hatten –, aber ich stimmte zu. Obwohl ich nicht besonders nervös oder unsicher wegen des Arrangements war, sagte ich, dass ich fahren würde. Auf diese Weise konnte ich mich schnell absetzen, wenn irgendein Unsinn passierte.

Ich traf Fawzi und seinen Freund in einem Pub im Zentrum von Wigan namens Berkley Square. Sein Freund stellte sich als sein Mitbewohner heraus, Ibrahim, der den englischen Namen Brian angenommen hatte.

Fawzi und Brian studierten seit etwa acht Monaten in England. Ich mochte Brian sofort und war ziemlich zufrieden, mit diesen beiden interessanten und attraktiven Männern auszugehen.

Wir drei gingen dann in einen Nachtclub, wo sich Brian die Zeit damit vertrieb, Frauen anzumachen, sodass Fawzi und ich uns selbst überlassen blieben. Wir tanzten und genehmigten uns ein paar Drinks, obwohl ich etwas überrascht war, dass Fawzi, ein gläubiger Muslim, derart viel Jack Daniel's in sich hineinschüttete. Doch das ging mich nichts an, und wir hatten Spaß. Wir genossen unseren ersten Kuss, und ich muss zugeben, dass ich schon ziemlich angetan war von seinen blitzenden dunklen Augen und den dunklen, stattlichen Zügen.

Danach bot ich an, Fawzi und Brian zu ihrer Wohnung zu chauffieren, die sich in einem Reihenhauses in der Nähe des Stadtzentrums befand. Sie luden mich ein, hereinzukommen, aber obwohl ich mich nicht bedroht fühlte – sie hatten sich wie perfekte Gentlemen benommen –, war ich nicht naiv, schließlich kannte ich sie überhaupt nicht. Ich lehnte ab und sagte, ich müsse nach Hause. Während der Heimfahrt war ich aufgeregt, versuchte aber, ruhig zu bleiben. Fawzi hatte gesagt, er würde anrufen, und wenn er mich mochte, dann würde er das tun. Es gab nicht viel mehr, was ich tun konnte, und ich würde ihm ganz sicher nicht hinterherrennen – das ist nicht mein Stil.

Nachdem ein paar Tage verstrichen waren, fragte ich mich allmählich, ob ich wohl jemals wieder von Fawzi hören würde, doch dann rief er mich an. Ich war begeistert, versuchte aber, mir die Freude nicht anmerken zu lassen. Wir vereinbarten, uns an seinem Arbeitsplatz zu treffen. Um etwas zusätzliches Geld zu verdienen, hatte ich einen zweiten Job im NEXT-Kleiderladen im The Trafford Centre in Manchester angenommen. Dort arbeitete ich an zwei Abenden in der Woche und jeden Samstag. Fawzi arbeitete in einer Pizzeria in Whiston bei Liverpool, und ich erklärte mich bereit, nach der Arbeit dorthin zu fahren.

Wie Sie sich vorstellen können, war es nicht der allerromantischste Rahmen, und er musste auch arbeiten, also war es nicht das ideale Arrangement, um eine Beziehung voranzutreiben. Doch wir aßen eine Pizza zusammen, und es gelang uns zu plaudern. Themen waren leicht gefunden, aber er arbeitete bis spät, und so lange wollte ich nicht dort herumhängen. Also fuhr ich nach Hause, bevor er seine Schicht beendete.

Wir machten das ein paar Mal, und dann eines Abends ging ich mit in seine Wohnung. Brian war noch da, aber verschwand schnell. Fawzi und ich tranken etwas zusammen und gingen dann miteinander ins Bett. Es war aufregend und wunderschön, und er war sehr liebevoll. Als ich in dieser Nacht heimfuhr, konnte ich meine Gefühle nicht zurückhalten und wollte am liebsten der ganzen Welt von ihm erzählen. Ich war ihm schon mit Haut und Haaren verfallen!